

Flammenspiel - Schattenkreis

Von Martina Malenke

IMPRESSUM

Flammenspiel - Schattenkreis

© 2017 Martina Malenke

Alle Rechte vorbehalten.

Autor: Martina Malenke

Kontakt Daten: Martina Malenke

c/o PS-Impressumservice Marco Schmidt, Waldemarstr.
71, 15344 Strausberg

info@martina-malenke.de

Buchcover: Fotolia © oats

Dieses E-Book, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt und darf ohne Zustimmung des Autors nicht vervielfältigt, wieder verkauft oder weitergegeben werden. Ich bedanke mich, dass Sie das E-Book legal erworben haben.

Vorwort

Diese Geschichte ist rein fiktiv. Jede Ähnlichkeit mit lebenden, toten oder namensgleichen Personen ist von der Autorin nicht beabsichtigt. Geschehnisse und Begebenheiten sind der Geschichte angepasst. Sie stellt ferner weder die persönliche, politische oder sexuelle Haltung der Autorin dar, sondern sie soll lediglich unterhalten.

Das Buch:

Mit jeder Menge Hoffnung und einem Quäntchen Glück passt Lorenz Keutz Cynthia am Bahnhof Zoologischer Garten in Berlin ab. Um einer Verhaftung zu entgehen, ergreift sie die Chance zur Flucht.

Doch es ist nicht so, wie es scheint - es ist viel schlimmer. Denn plötzlich steckt sie in einer Verschwörung unbekanntes Ausmaßes und Lorenz Keutz ahnt nicht, welchen Preis er für Cynthias Hilfe zahlen muss.

Zwischenzeitlich steht Bernhard Roth, Ex-Vizepräsident des BKA, vor einem anderen Problem: Als Vater von Tamaris gerät er zwischen die Fronten und stellt eine nicht zu unterschätzende Gefahr dar; für das Glück seiner Tochter, aber auch für andere.

Als er auf Marcel Keller, den ehemaligen Leibwächter des Bundespräsidenten trifft, sieht er mehr als die Chance den Giftanschlag auf den Bundespräsidenten aufzudecken und die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. Oder nutzt er die Chance zur Flucht? Wofür er sich auch entscheidet - er wird die falsche Wahl treffen.

ZITAT

Wer Gefahren wagt, ohne zu bedenken, wie groß sie sind, ist lediglich ein dummes Tier; tapfer ist nur, wer die Gefahr kennt und sie aus der Not oder achtbarem Grund trotzdem auf sich nimmt.

-Francesco Guicciardini-

Prolog des Schattenkreises

In einer weißen vollen Scheibe thronte der Nachtwächter hoch oben am Himmel und ließ alles um ihn herum in einem grauen Schleier erstrahlen. Dingos heulten in einiger Entfernung und Getier tanzte um das Lagerfeuer. Es wärmte ihn nur von außen. Er bemühte sich, nicht bei jedem Knacken und Knistern der Scheite zusammenzuzucken oder sich umzudrehen, um nachzusehen, ob sich Fremde in der Nähe befanden.

Er reckte den Arm und der Handstumpf verdeckte den Vollmond, während das Licht eine Art Heiligenschein bildete. Liebend gern hätte er die Hand zur Faust geballt, doch es gab nichts mehr, dass er ballen konnte. Er wandte sich nicht um, als ihre Stimme ertönte, sanft und doch bestimmend.

»Du solltest schlafen, denn ab morgen früh wird es anstrengend.«

Er nickte, kehrte einen Augenblick in sich, ehe er seine Frage formulierte.

»Habe ich die richtige Entscheidung getroffen?«

Er sah zu ihr auf, unterdessen trat sie um das Feuer herum, setzte sich ihm gegenüber und legte einen klobigen Holzsplit auf die Glut.

Im Schein der auflodernden Flammen leuchteten ihre Augen in einem eiskalten Schimmer. Als die junge Frau ihm eine Antwort schuldig blieb, rauschte eine Gänsehaut über seinen Rücken und ein flaes Gefühl in der Magengrube bildete sich.

10.08.2013 - Sydney - 06.20 Uhr - Ein unverhofftes Wiedersehen

Es war riskant, sich im Flughafengebäude aufzuhalten. Den Kopf hielt er gesenkt, um nicht von den Kameras erfasst zu werden, dennoch taxierte er unablässig die Personen, die sich auf ihn zu oder von ihm wegbewegten.

Eine Stunde hatte er sich zugestanden und diese war fast vorbei.

Irrsinn, dachte er. *Warum sollte sie ausgerechnet heute und um diese Zeit am Flughafen sein?* Eine bessere Idee, als es dort zuerst zu versuchen, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

Sein Vaterinstinkt, der sein Herz einen Schlag aussetzen ließ, reagierte schneller als seine Augen.

Die Frau stand mit dem Rücken zu ihm und doch - sie hatte die gleiche Größe und Gestalt; ihren Gang, als sie an ihm in einiger Entfernung vorüber schritt, erkannte er auch. Ihre Haare waren kürzer, besaßen aber den unverkennbaren auberginefarbenen Schimmer im Sonnenlicht. Der schwankenden Gang des Mannes war ihm ebenso vertraut.

In seinen Nervenbahnen entstand ein Kribbeln, als stünden sie unter Strom.

Weil sich die Frau zu einem kleinen Kind an der Hand des Mannes hinunter beugte, sah er das Gesicht im Profil.

Es gab keinen Zweifel mehr - sie war es.

Bevor er es zurückhalten konnte, rief er. »Tamaris!«

Inmitten der Bewegung erstarrten die Personen, während er mit immer schneller werdenden Schritten auf sie zulief. Tränen traten ihm in die Augen und seine Stimme bebte.

»Tamaris! Bist du es wirklich?«

»Paps? Oh, Paps!«

Er wollte sie fest an sich drücken, sah, dass sich ein weiteres Kind an ihr Bein klammerte.

»Wer ist das?«, fragte der Junge auf Deutsch.

»Mein Papa. Euer Großvater - Opa Bernhard. Das sind Benjamin und Jessica.«

Seine Tränen flossen in Strömen.

»Nimm die Kinder«, zischte der Mann neben ihr und schob das Mädchen hinüber, ungeachtet des Weinens, das bereits einsetzte. »Miete dir einen Wagen und komm mir nicht nach.«

Die Wiedersehensfreude war mit der Eiseskälte, die der Mann in seine leise Stimme legte, erstarrt.

Sie sah zur Seite und flehte. »Bitte! Nein!«

»Stelle mich nicht infrage!«, knurrte er sie an und sein Blick richtete sich auf Bernhard, der Mann brummte leise. »Wenn Sie einen Aufstand machen ...«

Den Rest musste er nicht aussprechen.

Bernhards Stimme zitterte wie Espenlaub.

»Sind das meine Enkel?«

Nickend und tränenerstickt stammelte Tamaris in Richtung des Mannes.

»Bitte!«

»Keine Szene, Tara! Nimm die Kinder und fahr!«

Bernhard spürte, dass die Sache immer gefährlicher wurde, denn der Mann sah sich mit einer kurzen Augenbewegung um, schätzte die eine oder andere Handlungsmöglichkeit ab. Auch Bernhard schielte umher und sah einen jungen Mann, der sich gerade von ihnen abwandte und flugs davon eilte. Er konnte sich nicht des Eindrucks erwehren, dass der Bursche direkt auf sie zugehalten hatte und sich im letzten Moment anders entschied.

»Bitte mein Liebes, gehorche ihm«, ergab er sich in sein Schicksal und erntete einen verblüfften Gesichtsausdruck, der schnell einer kontrollierten Miene wich. Die Hand des Mannes schoss vor und griff um seinen Oberarm. Bernhard verzog das Gesicht, es schmerzte und er wusste gleichzeitig, dass er daraus nicht entkommen konnte, ohne Passanten oder Wachleute auf sich aufmerksam zu machen.

»Wir werden uns unterhalten!«, sagte der Mann und trat vor, zerrte ihn von seiner Tochter weg. Bernhard stolperte den ersten Schritt, zwang sich, nicht zurückzublicken, denn er wollte den Schrecken in den Augen seiner Tochter nicht sehen, da die Worte nicht so klangen, als wenn es eine lange Unterhaltung werden würde.

»Meine Tochter trägt einen Ring, damit bin ich dein Schwiegervater - ich heiße Bernhard«, stellte er sich vor, womöglich ein Rettungsanker, da ihm nur wenig Zeit blieb, den Mann für sich zu gewinnen.

»Lassen wir die Formalitäten«, wurde sein Versuch mit kalter Stimme abgewiegelt.

»Ich würde gern wissen, wer mein Schwiegersohn ist«, beharrte Bernhard und erntete sekundenlanges Schweigen.

»Oliver. Oliver Davenport.«

Sie traten aus dem Flughafengebäude und liefen quer über den Parkplatz auf einen Van zu. Oliver öffnete ihn mit der Fernbedienung.

»Einsteigen und auf den anderen Sitz!«, forderte er und schob ihn an die Fahrertür.

Bernhard kraxelte ungelentk auf den Beifahrersitz und erstarrte, als Oliver eine Waffe, eine Glock 17 - schussbereit und mit Finger am Abzug, auf ihn richtete.

»Wie hast du uns gefunden?«, wollte Oliver wissen und startete mit der freien Hand den Wagen.

»Lorenz Keutz«, stammelte Bernhard. »Er hat mir verraten, dass er Tamaris als Frederike Stadler nach Sydney schickte.«

»Lorenz?«

Bernhard hatte mit dem Namen einen Köder ausgeworfen und Oliver biss an. Jetzt durfte er seinen Fang nicht wieder hergeben.

»Mach das Fach auf! Aber keine hastigen Bewegungen«, forderte Oliver und deutete mit einem kontrollierten Schwung der Pistole auf das Handschuhfach.

Bernhard folgte der Anweisung und entdeckte im Fach einen Kabelbinder.

»Hände hinter die Lehne!«

Bernhard wollte protestieren, sah aber ein, dass es angesichts der Waffe ein aussichtsloses Unterfangen war. Er nahm den Kabelbinder heraus, formte eine Schlaufe und streckte Hände nach hinten, zog, soweit es ging, die billige, jedoch effektive Fessel fest. Oliver legte die Pistole auf seinem Oberschenkel ab und griff an ihm vorbei.

Bernhard hielt den Atem an und ließ ihn langsam entweichen, als Oliver nach dem Gurt hangelte und ihn anschnallte. Gleich darauf prüfte er, ob die Fessel richtig saß, zog sie fester.

»Ein Versuch ist sinnlos«, ermahnte ihn Oliver und fuhr vom Parkplatz.

»Das habe ich begriffen. Gestatte mir eine Frage.«

Oliver beäugte ihn mit einem Seitenblick und nickte.

»Ist Tamaris glücklich?«

Die Antwort ließ auf sich warten, weil die Frage mit dem Zusatz *mit dir* formuliert war.

»Ja.«

Bernhard schloss die Augen und lächelte.

»Das war es doch, was du hören wolltest. Oder haben die Kinder uns verraten?«

»Beides.«

»Du kennst deine Tochter nicht so gut, wie du glaubst.«

Ehe er antwortete, überlegte Bernhard einen Augenblick.

»In dem Punkt hast du leider recht, Oliver. Ich hätte die Beziehung zwischen euch verhindert.«

»Du hast nicht einmal ihren Weggang unterbunden, wie hättest du da unsere Hochzeit sabotieren können. Außerdem ist es weder deine noch meine Entscheidung gewesen.«

»Sie hat dich genauso überrumpelt wie mich. Aber warum hast du sie nicht davon abgehalten?«

»Sie hat sich mir widersetzt.« Er brach ab und begann erneut. »Ja, sie hat mich überrumpelt, obwohl ich ihr gezeigt habe, wie gefährlich ich sein kann. Ich habe ihr sogar zu verstehen gegeben, dass sie nicht nach mir suchen soll. In Lorenz fand sie jedoch einen guten Verbündeten.«

Bernhard sah in dieser Aussage die Bestätigung, dass sie sich besser kannten, als Lorenz ihm gegenüber damals zugab.

»Schiebe nicht die Schuld auf ihn.«

»Biologisch magst du mein Schwiegervater sein, aber wir kennen uns nicht. Letztlich ist deine Tochter eine von vielen Menschen, die jedes Jahr verschwinden und nie wieder auftauchen. Jetzt gehörst du auch dazu.«

Bernhard holte tief Luft, denn er wusste, dass sein Todesurteil gesprochen worden war. Ein As versteckte er noch im Ärmel und er musste diesen Trumpf nutzen.

»Erst durch ihn habe ich erfahren, dass sie überhaupt noch lebt und er hat mir diese Information nicht leichtfertig gegeben. Erst durch ihn wusste ich, wo ich anfangen muss, zu suchen.«

»Dieser kleine miese Verräter«, spuckte Oliver.

»Er mag in deinen Augen ein Verräter sein, aber er hat mich davon überzeugt, dass sie nicht tot ist und ihr den Bundespräsidenten nicht vergiftet habt.«

»Vergiftet?«, fuhr Oliver auf und sah ihn Sekunden lang an.

»Sieh auf die Straße, sonst bringst du uns noch beide um! Die Vergiftung ändert nichts an dem Fakt, dass du an der Entführung des Bundespräsidenten beteiligt warst. Dein Gang hat dich verraten.«

Olivers Gesichtsausdruck wurde grimmig und seine Augen verengten sich.

»Warst du es, der ihn erschossen hat?«, bohrte Bernhard nach.

»Du erwartest doch nicht wirklich eine Antwort darauf?«, entgegnete Oliver mit unterdrücktem Prusten.

»Nein.«

Er wandte sich zu Oliver um.

»Lorenz ist der felsenfesten Überzeugung, dass jemand - nicht ihr - den Bundespräsidenten vergiftet hat. Er kann es nicht beweisen, er braucht eure Erkenntnisse, die ihr in Vorbereitung auf die Entführung gewonnen habt.«

Oliver zuckte mit den Achseln.

»Durch Cynthia Bückner, und sage nicht, dass du sie nicht kennst, wirst du mit dem Namen Joseph Krieger etwas anfangen können. Er war für die Sicherheit des Bundespräsidenten verantwortlich und man hat ihn durch eine Autobombe getötet. Lorenz hätte neben ihm gesessen. Verstehst du? Irgendjemand will die Sache vertuschen.«

»Was geht mich euer Kleinkrieg an?«

»Weil Cynthia die einzige Person ist, die zum Sündenbock gemacht wird. Ihr werdet euch ja garantiert nicht stellen. Sie muss die versalzene Suppe auslöffeln, denn jeder konzentriert sich auf die Entführung, aber nicht auf den Giftanschlag, da niemand weiß, dass es einen solchen gegeben hat. Obendrein vermuten wir, dass Tatjana, Lorenz Exfrau, umgebracht wurde. Lorenz will Cynthia in Berlin abfangen, wenn sie ihren Ehemann auf dem Friedhof besucht. Sie ist doch nach Berlin ... oder? Oliver, sie stecken in riesigen Schwierigkeiten.«

Olivers Gesichtsausdruck verfinsterte sich mehr und mehr.

Bernhards Stimme wurde eindringlicher. »Bitte glaube mir, dass er mir die Informationen zu meiner Tochter erst gegeben hat, als er den Entschluss fasste unterzutauchen, um so auf Cynthia zu warten. Jemand, der den Bundespräsidenten vergiften und den Leiter der Sicherungsgruppe umlegen kann, besitzt Ressourcen, die weit über ein paar Waffenkäufen liegen. Ich hoffe, dass sie ihn nicht erwischt haben.«

Er bekam keine Antwort, stattdessen drückte ihn Oliver zurück und bog ab.

Nach einigen Minuten änderte sich der Straßenbelag und wurde zu einem unbefestigten Sandweg, der wiederum nach ein paar Kilometern in eine Staubpiste überging. Bernhard wusste, dass sein Ende nahte.

Der Wagen stoppte. Oliver griff in die Seitenablage der Tür, zog ein Messer heraus und durchtrennte die Fessel.

»Aussteigen und keinen falschen Übermut!«

Bernhard stieg aus und Oliver packte ihn fest am Arm, als dieser den Wagen umrundete und an die Beifahrertür herangetreten war.

In jede Richtung war freies und ebenes Land; eine Flucht aussichtslos, denn niemals konnte er schneller als eine Kugel sprinten. Die Luft, die er tief in die Lunge sog, schmeckte staubig und doch kam sie ihm wie die frischeste Frühlingsluft, vor.

»Gehen wir ein paar Schritte.«

Oliver legte die Hand auf seinen Rücken und schob ihn vorwärts. Fünfundzwanzig Meter vom Wagen entfernt, ertönte Olivers Stimme.

»Mist!«

Bernhard drehte sich um, und sah einen Wagen auf sie zu rasen.

»Tamaris?«

»Natürlich.«

Bernhard befürchtete, dass Oliver ihn postwendend erschoss. Der Wagen kam mit einer Vollbremsung ein paar Meter hinter ihnen zum Stehen. Die Staubwolke, die den Wagen begleitete, wurde von einer schwachen Brise davon geweht. Die Autotür flog krachend ins Schloss und Tamaris kreischte.

»Er ist mein Vater, Oliver!«

Sie sprintete auf sie zu.

»In dem Alter sollten die Kinder keinen Mord sehen«, tadelte Bernhard seinen Schwiegersohn.

Oliver schwieg, während Tamaris heulend auf ihn einredete. Nach ein paar Augenblicken sagte er streng und befehlend.

»Bring die Kinder weg und komm zum Gelände.«

»Nicht, wenn du meinen Vater tötest!«

Er wandte sich zu Bernhard um.

»Wie es aussieht, gibt es Umstände, die dir vorerst das Leben retten.«

Tamaris seufzte erleichtert auf.

»Ich nehme die kleine Maschine mit ihm. Wenn er allerdings Schwierigkeiten macht, dann ...«, drohte er. »Zurück zum Wagen!«

Tamaris folgte ihnen und stieg eiligst in ihren ein.

Im Auto wandte sich Oliver ihm direkt zu. »Ich werde dich nicht fesseln. Solltest du aber meine Handlungen behindern, werde ich dich töten. Und egal, was mit mir danach passiert, deine Tochter und die Kinder werden die Konsequenzen tragen müssen.«

Schwer lag der Stein in seinem Magen, als er nickte.

»Ab sofort hältst du den Mund - keinen Ton - nicht einmal ein Piep will ich hören.«

Bernhard legte die Hände locker auf seine Oberschenkel ab, sah zuerst geradeaus, spähte jedoch einen Augenblick später über den Seitenspiegel nach hinten. Tamaris folgte ihnen. Als sie auf die Spur zum Flughafen wechselten, raste Tamaris an ihnen vorbei.

Sie passierten eine Durchfahrt am Flughafen, die, wie Bernhard vermutete, für Kunden reserviert war, die eigene Maschinen besaßen. Oliver hielt einen kurzen Plausch mit dem Wachposten, füllte eiligst ein hereingereichtes Formular aus und fuhr zu einem der hinteren Hangars.

Im Privatjet, einer Gulfstream 400, wenn er sie richtig identifizierte, befolgte Bernhard die Anweisung, sich in einen der Sitze zu setzen und sich nicht von der Stelle zu rühren. Oliver holte unterdessen den Erste-Hilfe-Koffer hervor und zog eine klare Flüssigkeit in eine Spritze.

Da er niemanden mehr auf seine prekäre Situation aufmerksam machen konnte, fragte er auf die Spritze deutend.

»Was ist das?«

Oliver packte das Handgelenk und drückte die Hand auf die Sitzlehne.

»Halt still!«

»Bringst du mich jetzt um?«

»Das hätte ich schon vor zwei Stunden tun können und glaube nicht, dass ich es nicht auch vor deiner Tochter oder den Kindern getan hätte. Das hier ist eine Einschlafhilfe.«

Bernhards Muskeln verspannten sich und er wollte die Hand wegziehen, doch der Griff war wie ein Schraubstock.

»Es ist eine Sicherheitsmaßnahme«, beruhigte ihn Oliver und Bernhard entspannte sich ein klein wenig.

»Werde ich Tamaris wiedersehen?«

Sie sahen sich in die Augen und für Sekunden stand die Zeit still.

Oliver stach ihm die Nadel in das größte Blutgefäß auf dem Handrücken und drückte den gesamten Inhalt der Spritze in die Blutbahn. Nur Augenblicke später löste sich Bernhards Bewusstsein in Dunkelheit auf.

10.08.2013 - Berlin - 22.25 Uhr - Ein unwahrscheinliches Wiedersehen

Vor zwölf Monaten und acht Tagen hatte ich mich zur Witwe gemacht und vor dieser Wahrheit konnte ich mich selbst in der Abgeschiedenheit einer Berghütte in Panama, nicht verstecken. Der perfekte Ort und Gelegenheit, um mich in Schmerz und Selbstmitleid zu suhlen. Tagein tagaus stellte ich mir die Frage, ob ich meinen Ehemann in einem Akt der Gnade tötete oder ob die eiskalte Killerin in jenem Moment, als ich den Abzug durchzog, die Kontrolle übernahm.

Ronny war gefoltert geworden und so schwer verletzt, dass er auch ohne mein Zutun gestorben wäre.

Hatte ich sein Leiden verkürzt? Der Gedanke war ein Versuch von geistiger Aufrichtung, wenngleich er untauglich war und meine eigentliche Frage nicht beantwortete.

Marvin, der Psychologie studierte und mich aufgrund einer verlorenen Wette besuchen musste, konnte sie ebenso wenig geben. Er sollte mich in die Zivilisation zurückbringen; ohne mich flog er wieder ab.

Je näher Ronnys Todestag rückte, desto bewusster wurde mir, dass ich mich in ein Schneckenhaus zurückzog und in dieser Einsamkeit wollte und konnte ich nicht den Rest meines Lebens verbringen. Zudem hatte ich mich von Ronny weder würdevoll noch angemessen verabschiedet. Diese letzte Ehre durfte ich ihm nicht verwehren. Ich musste nach Berlin, auch auf die Gefahr hin, dass ich, wenn ich dort ankam, sofort meine Entscheidung bereute.

Mein altes Gesicht zierte jedes Fahndungsplakat, da ich beschuldigt wurde, den Bundespräsidenten getötet zu haben. In dem Punkt war ich definitiv unschuldig. Was ich nicht leugnen konnte, war meine Beteiligung an seiner Entführung und die Anwesenheit bei seinem Tod.

Ob Panama mit Deutschland ein Auslieferungsabkommen besaß, wusste ich nicht. Es war auch einerlei, denn, wenn sie mich aufgespürt hätten, würden sie mich - in welcher Form auch immer - außer Landes schaffen, und wenn sie mich in einen Koffer stopften, ihn mit einer Briefmarke versahen und ihn per Luftpost verschickten.

Mit kalter Berechnung hatte ich vor gut einem Jahr mein Aussehen in eine Asiatin mit europäischem Anteil verändert. Die schmalen Operationsnarben waren gut verheilt und nur ein anderer plastischer Chirurg hätte die Veränderungen erkennen können - meiner Meinung nach.

Als ich auf unserem Gelände, knapp vierhundert Kilometer von Moskau entfernt, ankam, wurde ich mit Begeisterungstürmen empfangen, die schnell abebbten, da ich mich für meine akribischen Reisevorbereitungen zurückzog.

Ich wusste, wo Ronny bestattet worden war, denn Lorenz Keutz hatte sich um seine Beisetzung gekümmert und über eine Zeitungsanzeige den Ort verraten.

Die Überwachungstechnik war im Zuge des Rückzugsbefehls aus seinem Haus entfernt worden und es gab niemanden von uns oder unseren unmittelbaren Kontaktpersonen in Deutschland, denen er auflauern könnte. Er war abgeschnitten. Außerdem wäre es vermessen gewesen, zu glauben, dass er seine Informationen unter dem Eindruck eines Präsidentenmordes zurückhalten würde.

Er, als lebender Sündenbock, der solch ein Verbrechen zugelassen hatte, war, sofern seine Verbindung zu mir bekannt wurde, weit mehr wert.

Meine Nachfrage, wie das Jahr für ihn verlaufen war, wurde mir mehr schlecht als recht beantwortet und da Deutschland verbotenes Gebiet war, ging ich davon aus, dass Lorenz und ich auf verschiedenen Seiten des Gesetzes standen. Daher strich ich Flughäfen aus meiner Route. Bahnhöfe würden überwacht werden. Ein Risiko, das ich eingehen musste, weil die Aussicht auf einen Fußmarsch alles andere als erquickend war.

Die Gefahr einer Verhaftung war extrem hoch und der Zeitpunkt - ein Jahr danach - vorhersehbar, garantiert war der Tag rot im Kalender angestrichen. Daher beschloss ich, jede Eventualität einzuplanen und eine zusätzliche Woche verstreichen zu lassen. Für leichtsinniges Handeln oder Unaufmerksamkeit meiner Gegner war das denkbar knapp gerechnet.

Ich hatte mir die Tarnung einer Kurzturlauberin zurechtgelegt und plante einen Aufenthalt von maximal einem halben Tag. Die Reise an sich, würde viel länger dauern, da ich bereits seit sechsundzwanzig Stunden unterwegs war.

Der Zuglautsprecher, der wie eine altmodische Schallplatte knackte, verzerrte die Stimme zu einem Schnarren. Sie verkündete den nächsten Halt - *Zoologischer Garten* - meine Endhaltestelle.

Ich spielte mit dem rechten Ohrring, der sich sonderbar kalt anfühlte, und sah aus dem Fenster, heuchelte, dass ich gedankenverloren hinaus starrte, in Wahrheit ging ich meine Flucht durch.

Um Ronny immer bei mir zu tragen, hatte ich aus seinem goldenen Ehering Ohrstecker in eine Blütenform schmieden und jeweils in der Mitte einen Diamanten einfassen lassen. Jene Steine, die Alex als Belohnung für die Tötung des Bundespräsidenten bekam.

Meine Reise verlief bisher problemlos, da ich in unregelmäßigen Abständen das Transportmittel wechselte und nicht auf direktem Weg nach Berlin unterwegs war. Für den letzten Abschnitt hatte ich mir die Fahrt mit der S-Bahn aufgespart.

Ich stand vom Sitz auf und richtete die leichte Sommerhose, warf mir den dünnen Mantel über den Arm, hängte meine Tasche in die Ellenbogenbeuge und begab mich zur Tür. Das alltägliche Pendlerchaos am Morgen oder am Nachmittag wollte ich umgehen und deshalb legte ich meine Ankunft in die Abendstunden. Bei der Vielzahl an Nachtschwärmern, gerade mitten im August, war es so gut wie unmöglich, mich im Auge zu behalten, Beschattungen herauszufiltern, war zugegebenermaßen genauso schwierig.

Die Bahn hielt und ich stieg im Strom der Masse aus, weder als Erste noch als Letzte. Die uniforme Masse an Körpern schob sich über die Rolltreppe nach unten. Unzählige Personen drängelten sich an mir vorbei, obwohl ich selbst immer in Bewegung blieb.

Bahnhof Zoologischer Garten oder *Bahnhof Zoo* wie er von den Ortsansässigen genannt wurde, war ein Umschlagplatz an kreuzendem Gewusel, aber auch ein Drehkreuz für menschliche Abgründe.

Ich nahm nicht den Hauptausgang, sondern lief zu einem der Seitenausgänge. Dort wäre ein Identifizierungsteam rasch zu entlarven sein, denn entweder passten sie nicht zu den Randgestalten der Gesellschaft, weil sie zu sauber und zu gut gekleidet waren oder sie riefen Misstrauen hervor, da sie erst seit kurzer Zeit anwesend waren. Ein nahezu perfektes Alarmsystem.

Als ich hinaus trat verstärkte der Schatten des Gebäudes die einsetzende Dunkelheit. Sie war wie ein Deckmantel, und zwar einer, der mir vertraut und trotz allem fremdartig war.

Meine Anspannung verfestigte sich in jeder Muskelzelle. Jeder Schritt konnte der letzte in Freiheit sein, denn das Verlassen des Gebäudes war einer der bestmöglichen Zugriffspunkte, da ich von Unbeteiligten getrennt und leicht zu identifizieren war, außerdem gab es wenige Flucht- oder Verteidigungsmöglichkeiten. Ich trug keine Waffe, weil ein mögliches Erkennen durch Passanten Aufmerksamkeit erregen würde und jede Form davon wollte ich vermeiden.

»Schätzchen, bist wohl falsch abgebogen?«, lallte es mir aus der linken Ecke entgegen, doch da war ich schon vier Schritte von der rettenden Tür weg.

Ohne Hast ging ich weiter, weil ich weder auf Streit noch auf eine andere Form der Konfrontation aus war und der Mann war kein Polizist, sondern ein betrunkenener Obdachloser.

Ein anderer Stadtstreicher löste sich schwankend aus einer Ecke und kam auf mich zu. Er drängte den Mann, der mich angesprochen hatte, zur Seite und versperrte mir so den Weg.

Die Gestalt stank schon aus zwei Metern Entfernung nach Urin und Alkohol. Die Sachen waren verschlissen und dreckig. Er war ein Nichts - Treibgut am untersten Ende der Nahrungskette. Für solche Leute musste ich ein Festmahl sein, da ich mit einem Meter fünfundsechzig und knapp fünfundfünfzig Kilogramm relativ klein und von zierlicher Gestalt war. Bestimmt glaubte er, dass meine Tasche Bargeld beinhaltet oder er mir mit Leichtigkeit den Schmuck rauben könnte, den er sogleich gegen billigen Fusel eintauschen würde.

Er kam näher und etwas irritierte mich an dem Mann. Es war nicht sofort greifbar, denn sein Gesicht wurde von einem ungepflegten Bart umrahmt, der seit Monaten nicht gestutzt wurde. Die Haare waren zerzaust und hingen in schmierigen Strähnen hinunter, besaßen einen hohen Grauanteil. Einzig die Augen des Mannes widersprachen dem Aussehen. Sie glitzerten wachsam, waren fokussiert und fest auf mich gerichtet. Das glasig verwirrte Schimmern,

das vom übermäßigen Konsum von Alkohol oder Drogen zeugte, konnte ich nicht erkennen, sondern ein klares Leuchten und Erleichterung.

Wie ein Blitz traf es mich - vor mir stand Lorenz Keutz.

Meine inneren Alarmglocken schrillten wie verrückt, nur schaffte ich kaum einen klaren Gedanken, geschweige eine Bewegung, die nach Angriff oder Flucht aussah. Er rempelte mich an und ich spürte zwei Gegenstände in meine Manteltasche gleiten - nicht schwer und nicht groß. Ein Mobiltelefon? Auseinandergenommen?

»Geh nicht zum Friedhof«, wisperte er. »Cynthia. Geh nicht hin.«

Er wich zurück und hob seine Stimme, fuhr so laut auf, dass ich zusammenzuckte.

»Gib mir doch ein paar Euros, Schätzchen.«

Zusätzlich schubste er mich an und löste damit meine Schockstarre.

»Verdiene sie dir, Penner!«, zischte ich und machte auf dem Absatz kehrt.

Mit schnellen und ausgreifenden Schritten suchte ich mein Heil in der Flucht. Sofort war ich in die nächste Querstraße gelaufen und huschte in den nächstbesten dunklen Hauseingang. Er hatte mich dazu gebracht, mich kopflos in eine Flucht zu stürzen; vielleicht genau in die Arme seines Teams, das mich verhaften würde. Hastig streckte ich meinen Kopf hinaus und spähte die Gasse entlang und zog ihn ruckartig zurück. Die Gasse war menschenleer. Zwei Mal stieß ich prustend die Luft aus, lehnte mich gegen die verschlossene Tür und zwang mich zum Nachdenken. Als Erstes musste ich Abstand zu ihm und dem Bahnhof gewinnen.

Rasch lief ich weiter und suchte an der nächstbesten Stelle nach einem Taxi. Es hatte die Nummer 2037. Ich ließ mich sieben Straßen weiter absetzen und bog um die Ecke, zählte zwei Laternen ab und suchte an der nächsten Kreuzung erneut nach einem Taxi. Der Fahrer brachte mich zum Alexanderplatz, wo ich eine ausreichende Menschenmenge zum Untertauchen vermutete.

Inmitten dieser Masse, wo jede Person ein potenzieller Polizist sein konnte, ging ich mit geschärftem Blick zur ankommenden Straßenbahn. Im allerletzten Moment sprang ich hinein. Da mich in der Bahn gleich drei Kameras erfassten, fuhr ich nur eine Station. Erneut suchte ich nach einem Taxi und ließ mich zwanzig Minuten umher kutschieren. Beständig schwenkte ich meinen Kopf von rechts nach links und zurück. Erleichtert atmete ich auf, da ich keine Verfolger entdeckte.

Doch wie konnte mich Lorenz erkennen?

Bohrender war die Frage, warum er mich vor dem Friedhof warnte, anstatt mich auf der Stelle zu verhaften. Ich fand keine Antwort und bisher ignorierte ich die Sachen in meiner Manteltasche. Jetzt befühlte ich die Gegenstände. Wie ich es vermutete - ein altmodisches Handy, denn ich konnte die Tasten spüren und das Flache war wahrscheinlich der Akku.

Meine innere Stimme drängte mich zur Flucht, und zwar in der Form, dass ich so schnell ich konnte, das Land verlassen sollte.

Lorenz Keutz war Einsatzleiter bei der GSG und doch war das Zusammentreffen vor anderthalb Stunden alles andere als eine Verhaftung gewesen. Meine Finger zuckten von der Manteltasche weg, als versuchte, sich das Telefon durch den Stoff zu brennen.

Nein, darauf sollte ich besser nicht reagieren. Vom Taxifahrer ließ ich mich an der übernächsten Straßenecke absetzen und suchte in der Parallelstraße nach einer Unterschlupfmöglichkeit.

Das Schild, das an dem Gebäude befestigt war, war alt und in der Dunkelheit kaum auszumachen. Das Haus war ebenfalls alt und sah marode aus. An einigen Stellen fehlte bereits der Putz und hatte einzelne Backsteine freigelegt. Es war eine billige Absteige und die Fenster waren zur Straßenfront und somit einsehbar - nicht ideal, aber zumindest ein Ort, wo ich meine Gedanken ordnen und mein weiteres Vorgehen planen konnte.

Ohne, dass ich das Zimmer in Augenschein nahm, bezahlte ich es für zwei Tage.

Die alte Dame am Empfang deutete mit der Hand in den Gang, der im rechten Winkel vom Tresen abging und während ich ihn nach möglichen Hindernisse absuchte, legte sie den Schlüssel auf das Pult und schnatterte wie eine Ente weiter. Ich hörte nicht zu. Das Zimmer befand sich im Erdgeschoss und auf dem Flur gab es keine Barrikaden. Es gab zwei schnelle Fluchtwege. Der Sprung aus dem Fenster war wie eine Einladung zur Verhaftung und der Spurt über den Flur, der Weg zur Schlachtbank. Ich nahm dennoch den Schlüssel an mich und ging in das Zimmer.

Auf den ersten Blick sah alles sauber aus. In geduckter Haltung spurtete ich zum Fenster und zog die schweren dunkelbraunen Vorhänge zu, brachte nicht viel bei Infrarotkameras und ich hoffte, dass sie erst bei visueller Bestätigung schießen würden. Bei Jakob Brenner, den alle Ping nannten, und ein verdammt guter Scharfschützen aus Lorenz Team war, war ich mir nicht sicher, denn der Mann erwies sich als sehr gelehrig und ich hatte höllisch aufpassen müssen, damit ich ihm nicht zu viele Tricks beibrachte. Beim letzten Zusammentreffen, vor etwas mehr als einem Jahr, war er eine Leihgabe als Distanzscharfschütze im Ausland tätig.

Die Möbel des Raumes, alle samt aus dunklem Holz, waren auf antik getrimmt und machten ihn kleiner, als er tatsächlich war.

Wenn ich mir das Zimmer vorher angesehen hätte, dann hätte ich es nicht für zwei Tage bezahlt, sondern ein anderes verlangt. Unvermittelt kamen mir Zweifel an meinem Versteck, denn Lorenz wusste, dass ich leer stehende Fabriken und Gebäude nicht mochte, sondern mich eher in Hotels oder Pensionen aufhielt. Zum atypischen Handeln konnte ich mich trotzdem nicht durchringen, weil die Tarnung, ein Gast auf der Durchreise, den sie erst finden mussten, in meinen Augen höher stand.

Die Zeitspanne, die sie brauchen würden, um jedes Hotel abzuklappern, konnte ich nutzen, um weiterzuziehen.

Ein Satz brachte mich ins Zweifeln. »*Geh nicht zum Friedhof!*«

Eindeutig war das eine Warnung. Hieß es, dass er mich vor einer Verhaftung schützen wollte? War er noch immer ein Leibwächter für mich? Und das nach der Sache mit Bundespräsident Patrick Lehmann?

War er etwa allein am Bahnhof? Hicky, den Teamführer, Pepe, Sumo, Molly, Raf und Toto hatte ich nicht gesehen. Ping würde ich sowieso nicht zu Gesicht bekommen, er würde mir eine Kugel ins Gehirn jagen und das war's. Den keimenden Gedanken an eine perfide Falle versuchte ich, in den hintersten Winkel meines Gehirns zu verbannen, stattdessen machte ich mich mit dem Zimmer vertraut.

Das Bad hatte kein Fenster, sondern einen Luftabzug. Hieraus zu flüchten war praktisch unmöglich, es sei denn, dass ich mit einer Stange Dynamit, die ich natürlich nicht im Schuhabsatz versteckte, ein Loch in die Wand sprengte. Abgesehen von außerordentlich kurzen Besuchen sollte ich mich im Bad nicht aufhalten. Auch Körperpflege würde ich hier nicht betreiben, das Risiko war mir schlichtweg zu hoch. Ich durchsuchte das Bad nach etwas, das sich als Waffe verwenden ließ. Den Spiegel konnte ich im Notfall zertrümmern, um so eine Scherbe zu erhalten, die ich als Stichwaffe nutzen konnte. Ich riss eins der Handtücher vom Haken und wickelte das winzige Stück Seife ein - *Schlagwaffe für Arme*, dachte ich, aber so konnte ich jemanden auf Distanz halten. Probeweise schlug ich es in meine Hand und das Seifenstück brach. Ich sog die Luft ein und verwarf die Idee.

Die Stange, an die der Duschvorhang befestigt war, war so fest mit der Wand verbunden, dass sie mein Gewicht hielt. Das Waschbecken wäre, neben dem Spiegel, eine ...

Ende der Leseprobe